

Meike Petersen

Gedanken an Detlev

Detlef Salge wurde 1962, zweieinhalb Jahre nach mir, als einziges hämophiles Kind in unserer Familie geboren. Alle Probleme der Hämophilie waren neu und mußten, mangels Bekanntschaft mit anderen Bluterfamilien, „allein“ bewältigt werden. Trotz allem entwickelte sich mein Bruder zu einem energiegeladenen, sehr sportlichen Menschen, der - bis auf Sprunggelenksarthrosen - keine weiteren körperlichen Einschränkungen aus seiner Kinder- und Jugendzeit entwickelt hatte. Bis zur HIV-Diagnosestellung 1985 spielte die Hämophilie „fast“ keine Rolle mehr. Trotz der chronischen Krankheit Hämophilie beendete er sein Medizinstudium, arbeitete mit viel Energie als Arzt und gründete 1990 seine kleine Familie. Durch diesen „vermeintlich normalen“ Lebensweg und die vielen Interessen und Aktivitäten wurde die HIV-Infektion und seine spätere Aids-Erkrankung vielen erst bei seinem Tod bekannt.

Erst 1991 erfuhr ich von der Infektion. Die dann folgende familiäre Sprachlosigkeit und Trauer hat mich dazu gebracht, einige Gedanken, Gefühle aufzuschreiben, wenn das auch nur ein Anreißen dessen ist, was sich in all den Jahren bis zu seinem Tod 1995 abgespielt hat.

An meinen Bruder!

10.10.94

Es war vor fast vier Jahren im Januar 1991. Du kamst eines Abends, ein paar Tage nach dem ersten Geburtstag Deines Neffen Ole, mit Deinem eigenen kleinen Sohn Milo zu mir. Das Baby lag mit seinen vier Wochen im Babyautositz, und wir hatten gerade wieder seine Geburt, sein erstes Gedeihen bewundert und Tips für die Babypflege ausgetauscht, da kam es recht trocken und nebenbei so heraus: „Du, was ich Dir schon länger mal sagen wollte, ich bin HIV-positiv. Es geht mir aber sehr gut, und es ist nicht gesagt, daß man auch krank wird. Aufgetaute Plasmaproben zeigen, daß ich das wohl schon

länger habe, vielleicht zehn Jahre. Barbara, (*die Ehefrau*), meinte, Du müßtest das jetzt mal wissen.“

Das war es. Weitere Informationen, Gefühle über den Lebenschock an sich blieben bis heute aus. Wenn ich diese Informationen auch eigentlich nicht direkt von Dir erwartete, so hoffte ich doch etwas von Deiner Frau, meinen Eltern oder anderen Freunden zu erfahren. Du hast mich mit diesem neuen Wissen allein gelassen und auch mit dem, was die Nachricht bei mir anrichtete.

Ach ja, mitbekommen hatte ich noch Deine Bitte, möglichst mit niemandem darüber zu reden. Eine fatale Bitte für mich, denn sie stürzte mich noch tiefer hinab. Ich wollte nämlich schreien, es allen erzählen, Fragen haben dürfen, wütend sein dürfen, traurig sein. Aber all das hast Du, aber auch der Rest von unserer Familie, nicht zugelassen. Je mehr ich hoffte, mit Dir oder einem anderen Menschen reden zu können, um so höher erschienen mir die Mauern. Mit diesem Alleinsein wollte ich nicht die Verantwortung für meinen eigenen Blutersohn tragen müssen und konnte sie unter diesen neuen Bedingungen doch nicht wegschieben. Ich wollte Rücksicht, Verständnis, Entlastung, aber jeder mußte funktionieren und vergrub sich in seinem Schmerz.

Deine Frau „schaffte“ es, zumindest nach außen, so zu wirken, als gäbe es diese Nachricht nicht. Sie hatte Dich ja auch unter diesen Bedingungen kennengelernt. Ich hatte nicht den Eindruck, daß es sie stark belastete. Kaum eine Andeutung kam über Eure Lippen, wie es Dir, Euch mit dieser HIV-belasteten Lebenssituation und dem Baby so erging. Statt dessen wurde z.B. über Kindersegen und dergleichen Pläne gemacht, die mir in meinem damaligen Schockzustand sehr weh taten, da ich wußte, daß all Eure Ideen nie mehr verwirklicht werden konnten. Vielleicht brauchtet Ihr beiden diese Art von Zukunftsplanung, um die ständige Lebensbedrohung zu ertragen, die noch immer wie ein Damoklesschwert über Euch, Dir, uns allen schwebt. Wir haben während dieser letzten vier Jahre nicht einmal verschlüsselt drumherum reden können, wir haben im Prinzip all die Jahre gar nicht „darüber“ geredet bis zum September 1994. Da rief Deine Frau an, um eigentlich „nur“ zu fragen, ob sie uns mit Milo besuchen könne. Schon die Stimme verriet, daß etwas nicht stimmen konnte, und ich hatte in diesen letzten Jahren mein Gespür für Zwischentöne sehr ausgebaut.

Ich beobachtete Dich, Deine Körperhaltung, Deine Gesichtsfarbe, wenn Du mir irgendwie anders vorkamst. Nur manchmal konnte ich alles vergessen

und so mit Dir zusammentreffen, wie wir es all die Jahre vorher gewohnt waren.

Meine Ahnung im September '94 bestätigte sich. Barbara erzählte mir, daß Du Dir in Italien eine schwere Magen-Darm-Infektion zugezogen hattest. Mit diesen HIV-opportunistischen Infektionen, wie es so schön heißt, hast Du Dich nicht zu einem „gewöhnlichen Landdokter“ getraut und hast laut Barbaras Beschreibung vierzehn Tage ausgeharrt, abgenommen, bis Du Dich kaum noch rühren konntest. Warum bist Du nicht in die Stadt gefahren, warum wolltest Du so schwach werden? Ich denke auch, Du wolltest nicht wahrhaben, daß es diesmal ernster war und nicht so vorüber geht. Aber was konnte ich schon denken? Es waren einfach oft Versuche von mir, mich in Dich und Deine Lage hineinzusetzen, meine einzige Möglichkeit, noch etwas mit Dir zu teilen.

Barbara war jedenfalls ganz schön deprimiert von Deinem physischen Zustand. Wir haben das erste Mal über die vergangenen Jahre, unsere Familie und Deine Krankheit geredet. Eine dreiviertel Stunde Gespräch, in der vieles der dreidreiviertel Jahre angerissen wurde. Vielleicht ein Anfang, vielleicht! Ein Anfang, Dein Ende etwas gemeinsamer zu erleben, zu ertragen, zu überleben. Die ganzen Jahre über hat mich sehr bedrückt, über Deinen Gesundheitszustand nur spekulieren zu können. Wie bist Du drauf, bist Du dünner, wieviel Energie hast Du? Meine Sorgen um Dich konnte ich nur mit Äußerlichkeiten unterdrücken, meine Fragen und Gedanken mußte ich weiter mit mir herumtragen. Nun aber sieht es so aus, als ob es ernster würde, als ob Dein Aids zu dem Aids der Zeitungen, der vielen schon verstorbenen Bluter würde mit seinem unaufhaltbaren Verlauf, vor dem ich solche Angst habe - für Dich und für mich. Es wird für uns Trennung bedeuten, eine endgültige Trennung nach unserer gemeinsamen Kindheit, all dem, was wir erlebt haben und über das wir schon jetzt nicht mehr sprechen können, weil es weh tut, sich an die „unbelasteten“ Zeiten zu erinnern ... an vergangenes Schöne zu denken, an Streit, an Diskussionen, an unsere Reisen nach Schweden, Dänemark und England. Für Dich war das wahrscheinlich unerträglich oder auch nicht mehr wichtig. Für mich heißt das jetzt und hieß das die letzten vier Jahre auf einmal, so plötzlich einen anderen Familienhintergrund, keine Geschichte mehr zu haben, alles in einem anderen Licht sehen zu müssen, denn Du warst all die Jahre seit der Diagnose mit mir und meiner Familie zusammen und hast mir das Wichtigste bis 1991 verschwiegen.

Ich habe mich über Eure veränderten Verhaltensweisen gewundert, habe versucht, Erklärungen für viele Ungereimtheiten zwischen uns bei mir zu finden. Zum Beispiel, daß Du uns zur Geburt unserer Kinder nicht besucht, Dich „scheinbar“ nicht gefreut hast. Ich habe Dich daraufhin bestimmt oft ungerecht angegriffen in meinen Gedanken. Hätte ich nur die Kraft gehabt, Deine mir merkwürdig hoch erscheinende Mauer zu überwinden. Als ich „es“ dann wußte, warst Du, wart Ihr nicht bereit, noch einmal zurückzugehen, mich aufzuklären, mit mir zu wüten und zu trauern, uns gemeinsam zu erinnern.

7.11.94

Heute war ich bei Dir. Du liegst seit zwei Wochen im Universitätskrankenhaus Eppendorf auf der Infektionsstation, sagen wir es laut, der Aids-Station. Hier ist es schrecklich, aber die Wochen vor dem Krankenhaus waren ebenso schrecklich. Zugucken, wie Du nichts mehr ißt, wie Du grauer wirst, wie Deine Kraft mit jedem Tag abnimmt. Selbst Dein Kind war Dir zuviel, und Du vegetierst auf einer Matratze im Wohnzimmer. An den ganz „tiefen“ Tagen, an denen Dich alle in Ruhe lassen sollten, habe ich Dich gar nicht gesehen. Die Nachrichten von unserer Mutter haben mir Deinen Zustand, ihre Sorgen um Dich plastisch genug dargestellt. Jedes Gespräch ist jetzt so gefärbt: „Wenn es jetzt noch ein bißchen schlimmer wird, dann übersteht er das nicht.“ Das vernünftige Ende dieser Schreckensvision ist jetzt das Krankenhaus, das altvertraute. Hier hast Du, aber auch ich, unsere Kindheit teilweise abgewartet. Es war schon oft Zünglein an der Waage für einen Deiner kritischen Zustände, wie z. B. Nierenblutungen, Gehirnblutung ..., aber Du wirst das noch erinnern.

Während wir versucht haben, an der Nordsee für eine Woche abzuschalten, bist Du an den lebenserhaltenden Tropf gekommen. Eine gelbliche Flüssigkeit hält Dich jetzt, vier Tage vor Deinem zweiunddreißigsten Geburtstag, über Wasser, tropft Tag und Nacht in Deine Venen, weil Du nichts essen kannst. Angst vor weiteren Darmproblemen und Dein angeschwollener, entzündeter Magen lassen Dich jede Speise ablehnen.

Als ich Dich das letzte Mal besuchte, warst Du ganz sachlich, hast mir Deine Behandlung dargelegt, erklärt, warum es zu den Magengeschwüren gekommen ist, die Dir letzte Woche beinahe das Leben geraubt haben. Dein Kommentar: „Wenn ich nicht gesagt hätte, daß ich glaube, welche zu haben, hät-

ten sie nie eine Spiegelung gemacht, und ich wäre verdurstet.“ Die ganze Zeit wurde „nur“ der unruhige, entzündete Darm behandelt, mit Opium ruhig gestellt, mit Medikamenten vollgepumpt. An eine sogenannte Ulcusprophylaxe hat niemand gedacht. Aber warum sollte man sich bei Aids-Patienten auch so viel Mühe geben, wenn zwei Drittel der Patienten hier aus katastrophalen sozialen Umfeldern kommen und ihre Medikamente sowieso ständig weglassen oder verwechseln. Das jedenfalls dringt bei Deinen Schilderungen durch, und die Abwehrhaltung gegen die Sechs-Bett-Zimmer des St. Georg Krankenhauses verstärkt meinen Eindruck.

10.1.95

Zwei Monate sind vergangen, und ich habe mich endlich überwunden, dieses Buch zur Hand zu nehmen. Mir gehen so viele Dinge durch den Kopf, ziemlich pausenlos, so daß ich gar nicht weiß, was und wie ich das alles zu Papier bringen soll. Seit Mitte November bist Du, mein Bruder, aus dem Krankenhaus heraus und ähnelst einem dieser KZ-Häftlinge, die uns nach unserem Geschichtsunterricht nie mehr aus dem Kopf gegangen sind. Eingefallenes Gesicht, dürre Arme und Hände und graublaue Haut. Das bist Du jetzt, der immer der sportliche, nimmermüde Abenteurer war. Ich könnte schreien. Du tust es vielleicht auch. Ich höre es nicht, aber Deine Augen, Dein Körper schreien vor Verzweiflung. Kaum schaffst Du den Gang von Deinem Wohnzimmer zur Küche, ohne Dich erschöpft anzulehnen. Deine Augen blicken unendlich traurig, aber auch wütend das Leben, Deinen quirligen Sohn an. Ich glaube, sie wollen das alles nicht akzeptieren - wie sollen sie auch. Sie sind doch erst zweiunddreißig Jahre alt und wollten noch viel sehen. Ich fühle, wie Du haderst, aber auch, wie Du noch um das letzte bißchen Normalität kämpfst. Ich weiß nicht, ob ich die Kraft hätte, mir noch immer kleine Zukunftsvisionen zu schaffen.

Kaum warst Du klapprig aus dem Krankenhaus entlassen und konntest fast nur noch sogenannte Astronautennahrung zu Dir nehmen, da kamen auch schon Deine Brasilienpläne auf den Tisch. Eigentlich wolltest und solltest Du zu einer Kur, um wieder etwas zu Kräften zu kommen. Für Dich war es wichtiger, in die Sonne zu kommen, raus aus dem deprimierenden, winterdüsteren Hamburg, aus Deiner beklemmenden Situation. Noch einmal raus, vielleicht das letzte Mal, wahrscheinlich das letzte Mal. Du sagtest, daß auch Barbara dringend eine Pause brauche. Ihre Arbeit und Deine Krankheit haben sie angegriffen. Alle haben an Deinem Verstand gezweifelt, die Kur

mit der Brasilienreise zu tauschen, das Risiko von Flug und diesem Land einzugehen. Ich kann Dich verstehen. Es ist letztlich noch einmal eine Chance, etwas zu verwirklichen, denn das Ende Deines Erdendaseins kann verdammt nahe sein. Als Du auf Milos viertem Geburtstag im Dezember vom Fliegen sprachst, kamen unserer Mutter fast die Tränen. Sie hat gleich auf alle Gefahren solch einer Aktion hingewiesen und das Unterfangen als riskant bezeichnet. Sie hatte Dein ganzes Leben lang Angst. Sie hat sich Sorgen gemacht in Deiner Kindheit, um Deine Gelenke, die vielen Blutungen, die Schulausbildung, Deine Zukunft im Beruf. Sie hat sich oft mehr Gedanken gemacht als Du, der dem ganzen einfach mal hierhin und dorthin entflohen ist. Blutersein hin, Blutersein her: Du hast Deine „verrückten“ Ideen einfach umgesetzt, bist nach Amerika geflogen und hast die sorgenden Menschen zu Hause gelassen. Ich hätte gern etwas von Deiner Sorglosigkeit, Deinem Mut, etwas für Dich zu tun und es nicht nur zu denken. Das war schon immer so, jedenfalls seit unserem Erwachsenwerden. Woher hast Du diese Kraft? Oder hattest Du sie und die tausend Ideen und die Energie, so vieles umzusetzen, weil Dein Leben so kurz werden sollte?

Unser wahrscheinlich letztes Weihnachtsfest haben wir getrennt verbracht. Du hattest eine Woche vor Weihnachten nur ein paar Minuten Zeit, ein paar Geschenke hereinzureichen, aber Deine restliche Kraft, die zum Glück wieder etwas gewachsen war, brauchtest Du für Deine Reiseplanung. Gleich einen Tag nach Heiligabend bist Du mit Deiner Familie tatsächlich nach Brasilien geflogen. Für mich begannen damit intensive Abschiedsgedanken. Würdest Du überhaupt wiederkommen? Würdest Du die Reise überhaupt überstehen? In meinen Gedanken war alles möglich.

15.2.95

Du bist wieder da. Vier Wochen Sonne, ein anderes Land, vielleicht auch einmal andere Gedanken. Du bist braun. Aber zwei Tage Hamburg im Nieselwetter haben Dich gleich wieder geschafft, wie Du so sagst. Ich freue mich trotzdem, Dich wiederzusehen, denn ich war die ganzen Wochen recht unruhig und mußte mich und unsere Mutter beruhigen, die erst von einem Telefonanruf aus Brasilien erfuhr, daß Du tatsächlich gereist bist. Irgendwie doch noch der altbekannte Bruder. Du entfernst Dich gerne geheimnisvoll mit unbekanntem Ziel, um etwaigen Festhaltenmanövern zu entgehen. Warum immer dieses Versteckspiel? Aber das haben viele „Bluter“ wie Du perfekt gelernt. Anders wären ihnen viele normale Kindererfahrungen, wie bei Dir

das Fahrradfahren, Klettern, Skateboardfahren usw., gar nicht möglich gewesen. Ich war oft eingeweiht, wie auch jetzt bei Deiner Reise, mußte aber schweigen und stand so zwischen allen Ansprüchen - meinen, Deinen und denen unserer Familie. Oft habe ich mir dafür den Ärger, die Ermahnungen zu Herzen genommen.

Für mich beginnt jetzt eine andere schwierige Zeit, denn diesmal werde ich Dich verlassen und im April für den Rest des Jahres nach Australien gehen. Seit Monaten schwebte diese „Gefahr“ für mich, aber auch ebenso schöne Tatsache über mir, und ich habe mit mir gerungen, ob ich jetzt Hamburg verlassen kann, wo es doch so offensichtlich eine schwere Zeit für Dich und uns werden sollte. Vorsichtige Versuche, mit Dir darüber zu sprechen, prallten gegen Deine gewohnte Abwehrhaltung. Einzig Deine Bemerkung: „Es wird Dir gut tun! Nutze diese Chance, Australien kennenzulernen! Sei mutig!“ unterstützte mich in meiner Entscheidung. Und so werde ich bald über zehntausend Kilometer entfernt sein und Deinen Kampf mit dem Leben nur noch aus der Ferne unterstützen können. Jahrelang habe ich versucht, mich auf diese Phase vorzubereiten, so man sich überhaupt darauf vorbereiten kann, und nun gehe ich. Vielleicht soll es so sein.

19.8.95

Endzeit, Ende, Endstadium! Man sagt, daß heißt die Ärzte sagen, Du hast noch ein bis drei Monate zu leben. Keiner weiß es so genau.

Eben habe ich mit Dir telefoniert. Barbara hat gewählt und Du gesprochen. Ein letztes Mal? Ich habe Dich kaum verstanden, aber das lag nicht an der gewaltigen Kilometerdistanz, denn alle anderen Anrufer in Australien klingen, als würden sie aus dieser Stadt anrufen.

Du sprichst lallig, wie volltrunken, sehr unverständlich, als hättest Du einen Schlaganfall gehabt. Ich habe irgend etwas geredet, nur keine Pause, nur keine Ruhe. Dich habe ich leider kaum verstanden, so verändert ist Deine Sprache. Vom Tumor? Von den 'zig Beruhigungsmitteln? Keiner weiß es. Keiner traut sich, die Tabletten wegzulassen. Tobst Du? Deine Persönlichkeit hat sich schleichend, dann plötzlich heftig verändert. Du bist wie ein wütendes Kind, wie ein starrsinniger Greis, und keiner kann Dir helfen, den vom Tumor oder anderen entzündlichen Gehirnprozessen verschütteten „Det“ zu befreien. Den selbstbewußten, manchmal dickköpfigen, kreativen, liebenswerten Menschen, den wir alle so gewohnt waren. Eins habe ich aus

allem Gestammel doch vom alten „Det“ verstanden, schleppend, verstümmelt: „Ich hänge hier in den Seilen - Rollstuhl. Gib mir mal einen Tip, wie ich wieder auf die Beine komme. Ich habe viele Helfer, sehr zuvorkommend, die mir sogar in die Unterhose helfen.“ (Sarkastisch bist Du noch, also merkst Du etwas? Leider macht Dich der Tumor nicht so kaputt, daß Du Deine Lage nicht mehr erkennst - leider!) Und weiter: „Gestern haben Barbara und Mathi die Zimmer umgeräumt, habe das Klo nicht gefunden (die Toilette war am alten Ort), muß mich daran gewöhnen wie an so vieles.“ (Wieder realistische Einschätzung der Lage, wie ich heraushöre.)

Barbara erzählte mir später, sie habe das Wohnzimmer zu „Deinem“ Krankenzimmer gemacht und das Schlafzimmer zu ihrem. Du wolltest das nicht. Aber Dein Schlaf- und Wachrhythmus ist völlig durcheinander, und sie braucht Ruhe, wenigstens in der Nacht. Sie ist so tapfer und mutig, hat Dich gestern nach zwei Wochen Krankenhaus nach Hause geholt und will es versuchen mit Dir. Vierundzwanzig Stunden Vollpflege von „Leuchtfeuer“ sollen helfen, Deine Unruhe, Deine „Untaten“, wie Zündeln beim Rauchen etc., Deine Konzentrationsstörungen und Stürze zu überwachen. Das Vollpumpen mit Psychopharmaka und Anschnallen im Bett waren für sie keine Alternative, und zu Hause sollst Du nun tatsächlich ruhiger sein. Ich drücke Ihr die Daumen, möchte nicht in ihrer Haut stecken.

Ich möchte gern bei Dir sein, aber es wird nicht gehen, denn ich kann nicht für Wochen meine Familie verlassen bei diesen Entfernungen. Vor vier Monaten genau, am 19.4.95, einen Tag vor unserem Abflug nach Sydney, haben wir uns zuletzt gesehen, ein letztes Mal bei vollem Bewußtsein. Ich habe es geahnt, es war wahrscheinlich das letzte Mal, und Du wolltest zum Abschied nicht mehr umarmt werden. Kamst einfach zu unserem „Chinesen“, zu unserem Nachbarschaftsabschiedessen, obwohl wir uns einen Tag vorher schon verabschiedet hatten.

Ruhelos, blaß, betreten, mit einer abgebrochenen weißen Rose für mich, in den Augen alles, was wir beide nie mehr ansprechen konnten und doch wußten. Du setztest Dich zu uns, zu Ole, Jytte, Olaf und mir, trankst eilig eine Kanne grünen Tee und sagtest, daß Barbara meinte, Du solltest Dich noch einmal verabschieden, allein. (Der Tag vorher war dazu irgendwie nicht geschaffen, und Du warst schweigsam und in Dich gekehrt.) Dann sprangst Du auf und hattest **noch** eine Einladung abends um zweiundzwanzig Uhr. Wie so oft hatte ich den Eindruck, daß Du auf der Flucht vor der Wahrheit und auf der Suche nach möglichst viel Ablenkung warst. Alles andere wäre aber

auch seltsam gewesen. Unter diesen menschlichen Belastungen galten keine sonst „normalen“ Verhaltens- und Gesprächsregeln mehr. Das war mir inzwischen klar geworden, obwohl mich immer wieder Erwartungen in dieser Richtung heimsuchten.

Die Kinder und ich haben Dich noch zum Auto gebracht und gewunken. Das war es für sie, nie wieder Onkel, Ihr einziger. Noch wissen sie es nicht. Und nun, vier Monate später: kein Autofahren mehr, kein geliebtes Rad. Dein letztes hast Du irgendwo abgestellt und hattest dann vergessen, wo es war. Kein Lesen, keine Reisen, keine Spaziergänge, keine Briefe. So schnell geht das. Vor drei und zwei Wochen haben wir uns noch recht klar und deutlich unterhalten. Aber da deutete sich die Katastrophe schon an, und nun schreitet der Verlust all Deiner Fähigkeiten und Möglichkeiten rapide voran.

6.9.95

In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag australischer Zeit rufst Du an. Ich wanke schlaftrunken ans Telefon. Ich verstehe fast nichts von dem, was Du sagst. Du bist schon so leise. Eins höre ich aus den wenigen verständlichen Worten heraus: die tiefe, tiefste hoffnungslose Verzweiflung, das Warten auf den Tod, das Warten auf das, worüber Du bis jetzt zumindest mit mir nicht reden konntest. Ich verstehe nur: „Mir geht es total beschissen, bin erkältet, solche Ängste, diese Angst.“ Dazwischen dieser erstickende, nicht mehr zu beeinflussende, hirnorganisch bedingte Schluckauf, der Dir das Sprechen total schwer macht. Trotz der wenigen verständlichen Worte merke ich deutlich, daß Du klar bei Verstand bist, wenn Dich auch sonst fast alle körperlichen Funktionen im Stich gelassen haben.

Auf meine hilflosen Fragen und zur eigenen Beruhigung hingestammelten Worte kannst Du kaum antworten. „Was machst Du gerade?“ Du: „Ich rauche, was soll ich sonst noch tun?“ Es schnürt mir fast die Kehle zu. Was wollte ich Dir nicht alles sagen, wenn ich nur gekonnt hätte. Aber genau das, so scheint es mir irgendwie, wolltest Du nicht hören. Kein Mitleid, kein Abschied, keine Tatsachen, keine tröstenden Worte. Aber Hoffnung konnte ich Dir auch nicht über das Telefon geben, denn ich war wie gelähmt.

Ein letztes „Grüße Olaf und die Kinder, versuch zu schlafen“ von Dir, von mir: „Vielen Dank für Deinen lieben Anruf. Grüße Barbara von uns.“ Dann legst Du auf. Ich wanke zurück ins Bett, klappere von der Kälte des Flures und von diesem traurigen Gespräch und liege so ziemlich für den Rest der

Nacht wach. Es kribbelt am Körper, ich bin unruhig, noch unruhiger als in den Tagen zuvor, weil ich die ganze Zeit auf Anrufe warte.

Am nächsten Morgen bin ich kaputt, aber es gibt keine Muße, wenig Zeit zum Rückzug, denn die Kinder müssen zur Schule. Ich arbeite zur Ablenkung im Schulgarten. Das Wasser steht mir in den Augen. Aber irgendwie kann ich nicht weinen. Ich denke ständig an Dich, fast pausenlos, und versuche mir vorzustellen, wie Du da liegst, wie Du Dich fühlst und was Du noch gerne hättest. Ich rede mit Dir, vielleicht nur, um mich zu beruhigen oder weil ich Dich real nicht mehr erreiche.

19.9.95 Singapore Airport

Du bist tot! Nicht einmal eine Woche später bist Du tot!

Gestorben in meiner australischen Nacht vom Dienstag auf Mittwoch, zu Hause in Hamburg gegen neunzehn Uhr abends, hast Du Dich davongemacht, als gerade keiner im Zimmer war. Ein Pfleger von „Leuchfeuer“ saß neben Dir - wie immer in den letzten Wochen -, als Du plötzlich versuchtest, Dich an seinem Arm festzuhalten. Er ging, um Barbara zu holen, und als sie zurückeilten, warst Du schon tot. Dein Leben wich, als keiner dort war. So jedenfalls hat man es mir erzählt. Die letzten Worte, die Barbara mit Dir sprach, waren belanglos. Sie fragte Dich gegen fünfzehn Uhr, ob Milo, Dein Sohn, einen Spielkameraden mitbringen dürfe, das erste Mal seit den letzten sehr schweren Tagen. Erst hast Du gar nicht reagiert, dann wohl geäußert, daß es Dir egal sei. Zum Glück hatte der Spielkamerad dann doch keine Zeit!

Dein Todestag, der 12.9.1995: Für mich in Australien war der neue Tag schon drei Stunden alt, als mich der Anruf unserer Tante aus dem Schlaf riß. Ihr war es peinlich, daß sie mich geweckt hatte, aber ich war froh darüber, gleich informiert worden zu sein, denn ich hatte eine unerträgliche Spannung aufgebaut. Erst war ich erstarrt. Dann kam das Herzklopfen. Olaf war sofort wach, und wir haben stumm und traurig verkrampft dagehockt. Irgendwann fingen dann endlich die Tränen an zu laufen.

Du hattest es hinter Dir. Das letzte Jahr war schlimm, schlimm, in Deine wissenden Augen zu schauen, die Verzweiflung und Wut zu sehen, die Hoffnungslosigkeit. Du hast bis zuletzt auf eine neue medizinische Therapie gehofft, hast wohl selbst noch einiges ausprobiert, denn Du warst ja selber Arzt. Alle Facetten hat Deine Krankheit am Ende aufgefahren, um Dich

kleinzukriegen, um Deinen Körper schon im Leben zu zerstören. Pilze, Herpes, Entzündungen in Mund, Speiseröhre, vielfältige Entzündungsherde im Gehirn mit Gehirnschwellung, Sprachbehinderung und zunehmenden motorischen Störungen. Die Darmzerstörung, die chronische, ließ Deinen Körper am Ende keine Nährstoffe mehr verwerten. Bei allem bist Du bei lebendigem Leibe verhungert, und irgendwann haben wohl alle - Du auch - Deinen Tod als Erlösung empfunden, auch wenn wir ihn nie akzeptieren werden. Wir können ihn nur hinnehmen.

Trotz der rapide schwindenden Kräfte warst Du zwischen Deinen Schlafperioden wohl recht klar, wie ich durch die telefonischen und brieflichen Berichte Deiner Dich pflegenden und liebenden Umgebung erfahren habe. Ich hoffe, Du hast es jetzt besser, wie auch immer wir „Überlebenden“ uns das so vorzustellen vermögen.

Eine Woche ist seit Deinem Tod vergangen, eine Woche, die ich unendlich traurig, aber doch irgendwie überstanden habe. Ich habe pausenlos an Dich gedacht, doch hatte ich bisher noch wenig Gelegenheit, mit Dir allein zu sein. Meine Kinder, der Alltag, die tausenden Kilometer Distanz und das lange, lange Warten auf den doch so gewissen Tod haben mich irgendwie abgehärtet, gelassener gemacht. Ich hoffe, die Gelassenheit bleibt etwas und läßt meine Traurigkeit daneben existieren.

Gerade bin ich auf dem Wege zu Dir, sitze in Singapore und warte auf den Abflug nach Deutschland, um noch einmal bei Dir zu sein.

Im Flugzeug von Zürich nach Hamburg schlage ich die Süddeutsche Zeitung auf, und mir sticht Deine Todesanzeige entgegen. Jetzt wäre es beinahe an meine Substanz gegangen. Nur noch zwanzig Minuten und ich bin in Hamburg. Nur noch eine halbe Stunde und ich werde unsere Mutter sehen. Nur noch eine halbe Stunde nach genau fünf Monaten Australien, in denen hier in Deutschland so viel für mich, für uns, für Dich passiert ist.

Jetzt werde ich wohl vieles noch einmal hören, vieles wird aufgewühlt werden. Gib mir die Kraft, Fragen zu stellen, über Dich, Deine letzten Lebenswochen, Deinen Tod. Ich war sehr weit weg und doch immer bei Dir.

Wir landen in Fuhlsbüttel. Es geht abwärts in die Wolken. Wir fliegen über den Niendorfer Friedhof, die Kirche. In ein paar Tagen ist dort Deine Beerdigung. Nun bin ich da: **20.9.95.**



April, 1995

Detlev Salge
Arzt

* 28.10.1962

† 12.09.1995